Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6. 21. Jahrgang. 1919.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Jensemanns erster Ball.

Von Barbara Ring.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg.)

Ja, ja, die Jahre vergehen, und die Kleinen werden groß, sagte die alte Dada, während sie die halbwüchsigen Mädchen und Jensemann zum Ball anzog. Es war Jensemanns erster. Er war sehr gespannt und — ein bißchen ängstlich.

„Du bist doch nur unsertwegen eingeladen. So ist's mit solchen Kleinen immer nur", hatten Rikke und Gerda gesagt.

Das ist eine schreckliche Wichtigtuerei von Rikke und Gerda, dachte Jensemann, denn Tante Mally war seine Patin, also, meinte er, war er wohl auch ein wenig um seiner selbst willen eingeladen.

Jensemann war gerade beim Zähneputzen; er nahm des besonderen Anlasses wegen doppelt soviel Zahnpulver wie sonst, die Schlemmkreide spritzte nur so an die Wand und — an seinen Hosen hinab.

„Du, Jensemann, deine Hosen", warnte die alte Dada.

Jensemann brummte. Uf, diese alte Dada! Sie sah alles, selbst wenn sie mit der Hinterseite zu einem stand. Aber er vergaß, daß Dada ihn im Spiegel sehen konnte. Vor diesem saß Gerda ängstlich und vorsichtig, auf dem äußersten Rande des Stuhles, um sich die Röcke nicht zu zerknüllen, während Dada bürstete und bürstete, damit das Haar richtig blank werde.

„Meinst du nicht, daß es noch ein bißchen höher herausgezogen werden kann?" fragte Gerda. Sie war nicht wenig stolz auf ihr dickes Haar, das genau so war wie Mamas. „Kümmere dich nicht drum", antwortete Dada und machte es so, wie sie es für gut befand. Die alte Dada fand, daß heutzutage mit den Haaren der kleinen Mädchen nicht viel Staat zu machen war.

„Ja, wie Mama klein war", sagte Dada, „da hättest du sehen sollen. Den ganzen Abend vorher mußte ich stehen und ihr Papierwickel ins Haar stecken, aber nachher war sie denn auch schön auf dem Ball wie eine Braut. Und wie die getanzt hat! Jesses, wie die getanzt hat! Wenn wir sie abholten, durften wir in der Tür stehen und zusehen. Und wenn wir dann nach Haus gingen, dann schwadronierten und erzählten sie, das ging nur so."

„Ja, Mama tanzt gut", sagte Jensemann mit Überzeugung. Er konnte nur Polka und Galopp, das hatte Mama ihn gelehrt. Aber es war zu komisch: wenn er mit Rikke und Gerda zu tanzen versuchte, ging es nicht halb so flott wie mit Mama, obwohl sie doch schon auf so vielen Bällen gewesen waren. Mit Gerda ging es noch allenfalls, aber mit Rikke war es rein unmöglich. Es war ordentlich ärgerlich, daß Mama gerade fort war, wo Jensemann zu Ball sollte. Denn nun konnte er mit keinem üben. Rikke und Gerda darum bitten, das mochte er nicht. Und die alte Dada konnte gewiß nicht. Gestern hatte er ganz heimlich mit dem größten Sofakissen getanzt, aber das war zu dumm gewesen.

„Tut man auf dem Ball nichts anders als tanzen?" fragte Jensemann zum zwanzigsten Male. Er hatte immer nur dieselbe Antwort bekommen, er solle doch mit seinem Fragen aufhören. Aber endlich erbarmte sich Rikke seiner. Sie war fertig und lag mit den Beinen gekreuzt auf dem Sofa. Rikke machte sich nie etwas daraus, wie ihre Kleider aussahen, wenn sie nur bequem waren — ihre Manieren waren der Kummer der Familie.

„Oh ja", sagte Rikke, „wenn kleine Kinder da sind, also wie du, dann pflegen sie umherzuspringen und uns zu stören, auf dem Tanzpulver zu schlittern und dergleichen mehr."

„Schlittern!" Jensemann horchte auf. Es war vielleicht gar nicht so gefährlich auf so einem Ball! Wenn nur Mama und Papa zu Hause gewesen wären, dann! Er überlegte. Er wollte alles so machen, wie Papa es machte, wenn er zum Schloßball ging. Dann hatte Papa immer etwas Wohlriechendes im Haar und Taschentuch. Und seinen Orden hatte er auch an.

„Meinst du, ich soll mir meine Erinnerungsmedaille anstecken, Gerda?"

„Bist du ganz verrückt geworden, Jensemann? Hörst du, Rikke, seine gelbe Medaille will er sich anstecken!"

„Ja aber Papa —" begann Jensemann.

„Ach, du bist ein süßer kleiner Dummkopf", sagte Gerda, die nun mit ihrem Haar fertig war. Und sie küßte ihn auf beide Wangen. Jensemann war tief enttäuscht. Aber er nahm sich vor, nun klüger zu sein und nicht davon zu reden, daß er sich Duftendes ins Haar tun wolle. Er wollte warten, bis sie ganz fertig waren, sich dann schnell das Haarwasser holen und gleich die Mütze aufsetzen, damit sie nichts merkten. Endlich waren sie fertig. Die Schwestern standen mit Ballgamaschen, Radmänteln und hellen Tüchern auf den Köpfen. Dada ging in das Mädchenzimmer, um sich fertig zu machen.

Der Augenblick war gekommen. Jensemann schlüpfte in Mamas und Papas Schlafzimmer und begann auf dem Waschtisch zu suchen. Wenn Papa nur nicht das Duftende mit auf die Reise genommen hat.

Da fand er eine Flasche mit etwas Braunem darin. Nein, das war es nicht! Er erinnerte sich, daß es ganz klar war wie Wasser.

Da war eine Flasche mit etwas Klarem. Jensemann strahlte.

„Jensemann, bist du fertig?“ rief die alte Dada aus dem Entree.

Rasch riß er den Korken heraus und goß sich den Kopf voll, daß es über den Rücken hinabrieselte. Es war toll, wie das roch! Er hatte gewiß zu viel genommen! Wenn sie es nur nicht merkten!

Er stülpte die Mütze fest aufs Haar und schoß wie ein Pfeil an den andern vorüber, zur Tür hinaus. Und auf dem ganzen Wege hielt er sich klüglich ein Endchen vor den andern. Als sie vor Tante Mallys Tür standen, begann Dada zu schnüffeln:

„Du hast doch wohl deine Handschuhe nach dem Waschen gelüftet, Rikke?“

Ja, sie hatte sie gelüftet . .

Dann verschwand Dada mit den Mädchen in der Damengarderobe und Jensemann blieb allein mit den Knaben im Entree. Er sah sich um. Nur große Jungen. Alle entsetzlich groß.

Einer der größten schnauzte Jensemann an:

„Na, du kleiner Stinker! Deine Mama hat dir wohl eben die Flecke aus dem Rock gerieben, was? Oder hast du vielleicht ein Automobil in der Tasche?“

Schallendes Gelächter der Umstehenden belohnte diesen Witz. Jensemann wurde unruhig. Er vermutete, daß es dem Haarwasser galt. Uf, daß er so viel genommen hatte. Es roch wirklich ein bißchen arg.

In der Stube standen die kleinen Mädchen, redeten sehr erwachsen und wedelten mit ihren Fächern. Die Knaben hatten sich in einen Haufen gesammelt und studierten die Tanzliste, die an die Eßzimmertür angeschlagen war. Hier sollte getanzt werden. Die Dienstmädchen reichten Tee und Kuchen herum.

Tante Mally und Sigrid standen voran und begrüßten die Gäste. Jensemann reichte ihnen die Hand und machte einen Diener.

„Das ist aber nett, daß du gekommen bist, Jensemann“, sagte Tante Mally.

„Ja“, antwortete er, denn er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Gott, wie riechst du denn, Jensemann“, rief Sigrid aus.

Es war aber wirklich ärgerlich, daß alle darüber redeten.

„Ich habe ein bißchen zu viel Haarwasser genommen“, meinte er.

Tante Mally beugte sich über ihn:

„Wer in aller Welt hat dir dieses Haarwasser gegeben, Kleiner? Das ist ja das reine Benzin.“

„Papa gebraucht es immer, wenn er zu Ball geht“, sagte Jensemann zuversichtlich.

„Tut das Papa wirklich, mein Junge?“ lächelte Tante Mally.

Doch nun kamen Gerda und Rikke herbeigestürzt. Sigrid hatte ihnen erzählt, daß Jensemann so rieche.

„Du schrecklicher Bengel!“ sagte Rikke.

„Was hast du nun wieder angerichtet?“ fragte Gerda. Sie schnüffelten in seinem Haar.

„Isch!“

„Pfui!“

„Wir müssen ihn abscheuern. Nicht wahr, Tante Mally? Dürfen wir in dein Zimmer gehen?“

Und scheltend zogen Rikke und Gerda mit dem unglücklichen Sünder ab.

Jensemann war zerknirscht.

„Geh nur rein, Gerda. Du weißt ja, ich werde doch so wenig engagiert“, sagte Rikke, „ich werde ihn schon allein in Ordnung bringen.“

„Eben deshalb sollst du reingehen“, sagte Gerda. Meine Jungen warten schon auf mich.“

Das Resultat war, daß sie Jensemann vereint in Behandlung nahmen, „damit es schneller geht“.

Erst wurde er in die Waschschüssel getaucht. Und dann begann ein Scheuern mit Nagelbürsten und Seife, daß Jensemann Hören und Sehen verging.

„Au, das brennt, ihr macht mir ja alles in die Augen“, brüllte er.

Aber seine beiden Büttel kannten kein Erbarmen.

„Schrei nicht so! Nun wirst du abgespült.“ Und Rikke zwang seinen Kopf hinunter, während Gerda die ganze Kanne Wasser über ihn goß, daß es bis in die Schuhe rann.

Jensemann schrie wie ein Ferkel, das geschlachtet werden soll.

Sigrid kam herein:

„Beeilt euch, die Polonäse beginnt.“

„So mußt du dich selbst abtrocknen!“ Rikke und Gerda schlangen ihm ein Handtuch um den Kopf und stürzten hinaus.

Da stand der Kavalier von Wasser triefend, in Tante Mallys Schlafzimmer. Und das nannte man zu Ball sein. Er weinte und trocknete. Und trocknete und weinte. Aber er dachte, wenn er nun mal zum Ball war, so wollte er auch dabei sein. Er wischte die Tränen ab, rieb zum letzten Male mit dem Handtuch über den Kopf und schlüpfte hinein.

Sie tanzten einen langsamen Walzer. Gerda mit dem allergrößten Jungen. Sie sah aus wie ein Engel, dachte Jensemann, wenn sie sich bei jedem Schritt so ein bißchen auf die Zehenspitzen hob und die hellen Röcke so um sie herumwehten. Sie war die allerschönste, meinte er. Sie nickte ihm zu. Er war ganz stolz und nickte eifrig zurück.

Rikke tanzte mit einem Jungen, der viel kleiner war als sie. Sie kamen nicht von der Stelle. Komisch, daß sie ihn nicht fortbekam, dachte Jensemann, sie war doch sonst so flink.

Da klatschte Sigrids Tänzer in die Hände, und die Musik hörte auf. Das erschien Jensemann am alleramüsantesten, daß die dicke Dame am Klavier aufhören mußte, weil ein Junge in die Hände klatschte.

Eine Polka begann!

Jensemann ging zu Gerda und verbeugte sich — genau wie Mama es ihn gelehrt hatte.

„Ich bin engagiert, wie du dir denken kannst, mein lieber Junge“, sagte sie entschuldigend. Er lief zu Rikke.

„Ja, wenn kein anderer kommt“, sagte diese.

Es kam kein anderer. Und Jensemann richtete sich auf, griff fest in die Hinterfalten von Rikkes Rock und legte los. Er strengte sich an, so sehr er vermochte. Aber es tanzte sich so schrecklich schwer mit Rikke.

„Hilf mir doch ein bißchen nach, du!“ Er war ganz außer Atem. Und da Rikke nicht helfen konnte, ließ er sie mitten im Zimmer stehen — und klatschte aus aller Kraft in die Hände.

Ja, richtig! Die Musik hörte auf. Und Jensemann sah sich triumphierend um — alle sahen ihn an. Er war furchtbar stolz.

Aber da kam Gerda:

„Bist du denn ganz verrückt? Wir führen den Tanz an, und da darf kein anderer klatschen. Außerdem haben wir ja eben erst angefangen. Das ist aber auch das letztemal, daß du mit zu Ball kommst, wenn du so viel Schreckliches tust.“

Jensemann begriff nicht. Es war also verrückt, wenn er klatschte. Aber es war nicht verrückt, wenn der andere Junge klatschte. . . Jedenfalls hatte er die dicke Dame zum Aufhören gebracht! Er — ganz allein. Im Grunde war er schrecklich stolz. Er wollte Dada bitten, daß sie es Mama schreibe.

Nun kam Sigrid mit einer Tüte weißem Mehl, das sie auf die Erde streute. Das war gewiß zum Schlittern. Er versuchte es. Nur ein bißchen mit einem Bein. Wie herrlich glatt es war! Fast glatter als Eis.

Und — eins — zwei — drei — schlitterte der ganze Jensemann über den Fußboden — gerade auf das Stubenmädchen Thekla zu, das ein Tablett mit Gläsern trug, in denen etwas Rotes war.

Ein furchtbares Gepolter! Und Thekla und — Jensemann und die Limonade und die Glasscherben lagen in einem Wirrwarr auf der Erde.

Die Mädchen kamen mit Eimern und Scheuertüchern. Tante Mally eilte herbei, um Jensemann aufzuheben. Und alle scharten sich um sie. Von seiner Hand tröpfelte es rot.

„Ich blute, ich blute!“ brüllte er. Und Gerda und Rikke wurden ganz bleich vor Angst.

„Pf, es ist ja nur Limonade“, sagte Tante Mally, „wir wollen es abwaschen.“

„Aber es war nicht nur Limonade. Jensemann hatte sich wirklich an einem Glasscherben geschnitten. Nur ein bißchen übrigens. Tante Mally wusch ihn und band einen Lappen darum. Und er weinte nicht eine Träne. Er kam sich schrecklich tapfer vor. Tante Mally sagte, es sei am besten, wenn er sich nun ein bißchen auf das Bett legte, „denn er brauche Ruhe“. Vielleicht hatte sie auch noch andere Gründe, aber das sagte sie jedenfalls nicht. Und in jeder Hand einen Kuchen, lag der Ballkavalier bald in süßem Schlummer. Gerda kam herein, um nach ihm zu sehen und küßte ihn auf die Stirn.

„Mama“, sagte Jensemann im Schlaf.

Er schlief, bis die alte Dada kam, um ihn zu holen. Und als er, die Taschen voll Kranzkuchen, nach Hause ging und die Begeisterung der Mädchen mit anhörte, zupfte er Dada am Rock und sagte:

„Du, Dada, ich glaube auch, das ist der schönste Ball, auf dem ich je in meinem ganzen Leben gewesen bin.“

Der Baum der Gesundheit.

An das Bekanntwerden eines seitdem vielgebrauchten fieberstillenden Heilmittels knüpft sich eine kleine rührende Geschichte von Treue und Edelmut. Hundert Jahre mochten wohl seit dem Einbruch der Spanier in Peru (Südamerika) verflossen sein. Ein friedliches, sanftmütiges und hochentwickeltes Volk, die Inkas, hatten dort bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts in ihrem mustergültigen Staate gelebt und waren erst durch den kühnen Abenteurer Pizarro mit seiner rohen Söldlingsschar und durch andere spanische Eroberer nach ihm mit den wilden Leidenschaften bekannt geworden, die den Menschen zum Raubtier, ja oft zum Teufel stempeln. Alle Schätze ihres reichen Landes, unter schweren Mißhandlungen selbst ihre Freiheit hatten die Peruaner den Fremden geopfert. Aber über ein Kleinod bewahrten sie tiefstes Schweigen. Es bestand nicht in Klumpen wertvoller Metalle, nicht in kostbaren Edelsteinen, nach denen die Eindringlinge gierig die fremde Erde durchwühlten; aber es war für das wertvollste aller Lebensgüter, für die Gesundheit, von unschätzbarem Nutzen; das wußten die Inkas sehr wohl.

Dieser Schatz lag in den Urwäldern der peruanischen Bergabhänge. Frei und jedem zugänglich stand er dort in Tausenden von prächtigen immergrünen Bäumen, deren leuchtend-rote, granatähnliche Blüten märchenhaft aus dem dunkeln Laub schimmerten. Es war der Baum der Gesundheit.

Nicht sein Laub, nicht seine Blüten waren das Vorzüglichste an ihm. Dagegen wurde von alters her aus seiner Rinde ein Pulver gemacht, das die tödlichen Fieber beschwichtigte.

Auch den Inkas war die Heilkraft dieser Baumrinde nur durch einen Zufall bekannt geworden. Ein an Wechselfieber leidender Kranker löschte seinen Durst aus einem Teich, der von solchen Bäumen umstanden war, in dem auch eine Anzahl gestürzter Stämme umherschwammen. Der Geschmack fiel ihm als eigentümlich bitter auf. Da er aber bald darauf gesund wurde, schrieb er seine Genesung dem Tranke aus jenem Teiche zu und seine Erfahrung bestätigte sich auch an anderen Kranken.

Das Volk nannte diese Baumrinde Quina oder Ghina (Rinde); auch wohl bei besonders heilkräftigen Stämmen Quina-Quina.

Um das Jahr 1630 sandte Spanien einen neuen Vizekönig, einen Grafen von Chinchon, nach Peru. Ihm ging der Ruf eines edlen Menschenfreundes voraus. Aber die Inkas hatten schon soviel unter der Härte und Grausamkeit seiner Vorgänger gelitten, und ihr Haß gegen alles, was von Spanien kam, war so tief gewurzelt, daß sie auch dem neuen Oberhaupte Mißtrauen, aber wohlgeschulte Unterwürfigkeit entgegenbrachten.

Noch immer hielten sie eine Art heimlicher Regierung aufrecht und unter ihrem geheimen Stammes-Könige, dem wackeren Kinno, versammelten sie sich eines Nachts in der Stille unter einem durch Wuchs und Alter hervorragenden, einzeln auf einem Hügel stehenden Baume nahe ihren Ansiedelungen. Sie beschworen aufs neue ihre Zusammengehörigkeit und ihren Entschluß, das Geheimnis von der Wunderkraft der Baumrinde tief im Herzen zu bergen. Wer sich des Verrates schuldig mache, müsse das mit dem Tode büßen.

Um diese Zeit hatte sich Kinnos Sohn Mirvan mit einem der schönsten und besten Mädchen seines Stammes vermählt. Die jugendliche Zuma, die mit anderen der Gräfin Chinchon beim Einzug in die Landeshauptstadt Lima mit Blumenkörben und Kränzen entgegentrat, erregte durch ihre Lieblichkeit das Interesse der Vizekönigin derart, daß sie bald darauf zum persönlichen Dienste derselben in den Palast berufen wurde.

Doch war der Dienst nur eine äußerliche Form für das schöne Freundschaftsverhältnis, wie es schon nach kurzer Zeit die beiden Frauen verband. Mißgunst und Verdächtigungen von seiten der spanischen Hofbegleitung blieben nicht aus; aber die Gräfin von Chinchon ließ sich in ihrer Freundschaft nicht beirren.

Unglücklicherweise erkrankte sie bald am Wechselfieber. Sie war dem Tode nahe. Da erhob der Verdacht lauter als zuvor seine Stimme: War es nicht gerade frevelhaft gewesen, sein Leben unter die Obhut einer Eingeborenen zu stellen, da doch jedermann wußte, daß die Inkas nur mit Haß die fremde Herrschaft duldeten? Unglückliche Fürstin, wenn sie ihrem arglosen Vertrauen zum Opfer fallen müßte!

Noch hatte man keinen Beweis für eine Schuld Zumas. Aber er fand sich bald. Die junge Frau wurde dabei überrascht, als sie einem für die Kranke bestimmten Getränke ein Pulver beimengte.

Nun war es klar: Zuma wollte ihre Herrin vergiften! Man nahm sie fest und stellte sie vor den Richter. Sie leugnete nicht, ein Pulver zu dem Tranke gemischt zu haben; aber es sei ein heilkräftiges gewesen, bestimmt, das Leben ihrer teueren Herrin zu retten. Niemand glaubte ihr das. Sie aber konnte und wollte nicht mehr sagen. Durfte sie denn das teuerste Geheimnis ihres geknechteten Volkes verraten? Mochte man sie töten! Unter keinen Umständen ehrlos werden, lieber noch den Schein eines Verbrechens auf sich laden!

So dachte und beschloß die edle Zuma und schwieg. Sie wurde samt ihrem Gatten zum Feuertode verurteilt und an den Brandpfahl gebunden. Tausendköpfig war die Menge, die ringsum und auf den flachen Dächern geschart nach dem Scheiterhaufen schaute und des entsetzlichen Schauspieles harrte.

Schon stieg der dunkle Qualm der Fackel lodernd in die Höhe; ein Befehl, und die Flammen würden züngeln! Schon stimmten die spanischen Mönche den Trauergesang an.

Mirvan und Zuma sahen vor sich die harten Gesichter der Kriegsknechte und dahinter Scharen weinender und betender Männer und Frauen ihres Volkes, denen sie schmerzbewegt das einzige Kind zurückgelassen hatten. Ergebungsvoll hoben sie den Blick zum Himmel, des Augenblickes gewärtig, da das Feuer ihrem jungen Leben unter gräßlichen Qualen ein Ende bereiten würde.

Aber plötzlich geschah etwas Unerwartetes: durch das Gefolge des Vizekönigs drängten sich Diener der Vizekönigin mit dem Sessel, auf dem die kranke Frau blaß und abgezehrt ruhte.

Nicht einen Augenblick hatte sie an die Schuld ihres Lieblings geglaubt; aber erst der furchtbare Augenblick der Todesstunde hatte der durch das schreckliche Fieber Geschwächten Mut und Kraft verliehen, einzuschreiten. Flehend erhob sie die Hände zu dem Gemahl. Ihre Rede erschütterte und überzeugte ihn, der selbst nur zaudernd dem Urteil zugestimmt hatte, das seinem edlen Gemüte widersprach.

Der Richterspruch wurde aufgehoben. Unter dem endlosen Jubel der Peruaner senkte sich die verderbenbringende Fackel zu Boden, verstummte der Sterbegesang der Mönche. Den halb Bewußtlosen wurden die Fesseln gelöst und mit dankbarer Freude kehrten sie in ihr Heim, zu ihrem Kinde zurück.

Noch in derselben Nacht beschlossen die Inkas, mit der Preisgabe ihres Geheimnisses dem würdigen Herrscher ihren Dank und aufrichtige Ergebung zu bezeugen.

Vor den Augen des überraschten Vizekönigs genossen Kinno und andere Edle des Volkes von dem fieberstillenden Pulver, demselben, das die getreue Zuma in den Trank ihrer Herrin gemischt. Der Vizekönig ließ darauf die Kraft des Pulvers an seiner Gattin erproben und erlebte ihre rasche Genesung. Dank und

Bewunderung gegen Mirvan und Zuma erfüllte sein Herz und wob ein festes Band des Vertrauens zwischen ihm und den Untertanen.

Seitdem hat der Baum der Gesundheit*) Segen über alle Länder der Erde gebracht. Dankbar nannten ihn die Spanier „Baum des Lebens". Und unter der Bezeichnung „Fieberholz" oder „Chinarinde", verstümmelt aus dem peruanischen „Quina", ging sie durch alle Welt.

Man hat später auch, des öfteren mit Erfolg, den wertvollen Baum in südlichen Ländern anderer Erdteile anzusiedeln versucht, so daß wir ihn heute auch in Australien, Indien, Java und Ceylon finden. Aber die Haupteinfuhr der Rinde, aus der das bei uns allerorten angewandte Chinin gewonnen wird, geschieht noch immer aus den unerschöpflichen Bergwaldungen der Kordilleren Südamerikas.

Anna Blum-Erhard.

*) Cinchona, Chinarindenbaum, Fieberrindenbaum, Gattung aus der Familie der Rubiaceen (wozu auch die Kaffeepflanze, die Ipecacuanha, der Krapp und andere Tropengewächse gehören) kommt in Südamerika von 10°—22° südl. Br. in vielerlei Arten und Größen (vom mächtigen, dickstämmigen Baum bis zum krüppeligen Strauch, je nach der Höhe des Standortes) vor. Die Rinde wird von Zweigen, Ästen und Stämmen geschält, ähnlich wie bei uns die Eichenlohe. Die dünnere Rinde schwächerer Stammteile rollt sich beim Trocknen zu Röhren auf, während die von stärkeren Stämmen geschälten, aufeinander geschichteten und belasteten Stücke zu ebenen Platten austrocknen. Ein Baum von 20 m Höhe und 1,2 m Durchmesser liefert etwa 10 Zentner trockene Rinde.

Das kurierte Kätzchen.

Auf drei Füßen gehend, muß
Kätzchen über'n Hof hinüber;
Ward getreten auf den Fuß,
Und im Hause blieb es lieber.
Doch die Nachbarin beschenkt
Ofter es mit Milch und Kuchen.
Drum das kranke Kätzchen denkt,
Wieder mal sie zu besuchen.
Schon drei Tage ist es her,
Nur ein bißchen ward's getreten;
Doch das Kätzchen tut, als wär'
Schonung immer noch vonnöten.
Hebt den Fuß und hinkt so spät,
Tut, als müßt es schrecklich leiden.
Wie die Augen es verdreht!
Und Gesichter kann es schneiden!
Hau! Da bellt ein Hund am Tor,
Springt, das Kätzchen zu begrüßen,
Um das Eck vom Haus hervor:
Hei! wie schnell auf seinen Füßen
Kommt das Kätzchen da vom Fleck!
Sprünge macht es, keine kleinen,
Über'n Hof; und ei vor Schreck,
Läuft es gar auf allen Beinen!
Gelt, der Fuß ist jetzt gesund?
Nimmer wehe, Kätzchen, tut er — —
Habe Dank, du braver Hund,
Katzendoktor, böser, guter!

E. Rost.

Der Hundertstockwolkenkratzer

Die moderne Bautechnik hat ihre kühnsten Triumphe in den amerikanischen Wolkenkratzern gefeiert, die seit jeher das Objekt zahlloser Erörterungen waren. Wenn auch bei dem Bau der Wolkenkratzer die Vorliebe der Amerikaner für das Große, für den Rekord mitgewirkt haben mag, so waren doch auch bei diesen phantastisch anmutenden Gebäuden im Grunde nur nüchterne, rein praktische Erwägungen maßgebend. Da die Bodenpreise in den großen Städten des östlichen Amerika sich von Jahr zu Jahr steigerten und außerdem vielfach Raummangel herrschte, vor allem in dem auf Felsengrund errichteten New York, lag der Gedanke nahe, was an Ausbreitung unmöglich war, durch Ausdehnung in die Höhe zu erlangen. Dieser Gedanke wurde, wie Siegfried Baske in seinen Mitteilungen über den geplanten Hundertstock-Wolkenkratzer im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer" ausführt, durch die Verbesserung der modernen Personenaufzüge und das neue Bausystem der sogenannten „steel-cages" — „Stahlkäfige", wesentlich gefördert. Die wichtigsten Bedingungen eines Wolkenkratzers sind neben der Möglichkeit, durch den Aufzug schnell und mühelos bis in das oberste Stockwerk zu gelangen, eine außerordentliche Stabilität und Schutz gegen Feuersgefahr. Diesen beiden letzten Forderungen wird durch das Stahlkäfigsystem entsprochen. Der Bau besteht nämlich im Grunde aus einem vollkommenen Stahlgerippe, das bei seiner Höhe einer auf den Kopf gestellten Brücke gleicht. Die Stahlbalken werden mit heißen Nieten zusammengeschweißt, und für die Mauern verwendet man nur Beton, Stein, Metall und Terrakotta, so daß außer den Möbeln, die später in das fertige Gebäude gebracht werden, kein brennbares Material vorhanden ist. In den letzten Jahren suchte man den jeweilig höchsten Wolkenkratzer immer wieder durch einen noch höheren zu übertreffen, auf das 1908 fertiggestellte 47 Stockwerk hohe Singergebäude folgten die 50 Stockwerke des Metropolitan-Life-Insurance-Building, das 231 Meter hoch ist, und schließlich folgte im Jahre 1913 der höchste Wolkenkratzer, das Woolworth-Gebäude, das mit seinen 56 Stockwerken 254 Meter mißt. So ist es denn nicht überraschend, daß der Plan gefaßt wurde, nunmehr einen Hundertstock-Wolkenkratzer zu errichten. Die Pläne zu diesem Rekordgebäude wurden von dem Präsidenten einer der größten New Yorker Bodengesellschaften gebilligt und die Baukosten auf 150 Millionen Mark veranschlagt. Um die Vorstellung des beabsichtigten Hundertstockgebäudes zu ermöglichen, führt Baske einige interessante Vergleiche an. Es wird zweimal so hoch sein als der 208 Meter hohe Singer-Turm, 130 Meter höher als der Eiffelturm, und das Brandenburger Tor mit seinen 26 Meter Höhe müßte daneben wie ein Rasengitter aussehen. Der Bau wird volle drei Jahre beanspruchen, und zwar wird man 40 000 Tonnen Stahl, 135 000 Tonnen Zement, 90 000 Pfund Gewichte für die Schiebefenster, 24 Millionen Ziegelsteine gebrauchen. Der Bau wird 6 900 Fenster haben, nicht weniger als 90 Fahrstühle werden die Verbindung der einzelnen Stockwerke herstellen. Ohne Hinzurechnung des Fundaments wird das Gewicht des Gebäudes auf 300 000 Tonnen geschätzt, die Bureauräume, für die es gedacht ist, sollen 25 000 Menschen fassen. Die Fläche, die durch den Bau bedeckt wird, beträgt 50 000 Quadratfuß. Unter den Materialien, die außer den angeführten für dieses Riesengebäude erforderlich sein werden, nennt Baske noch erstens 350 000 Dachziegel, 175 000 Meter Eisendraht, zweitens 400 000 Quadratfuß Fichtenbretter für die Fußböden, schließlich 18 000 Quadratfuß Glas. Die Gesellschaft für den Bau hat sich bereits gebildet, und dieser Wolkenkratzer wird wohl ewig einzig dastehen, da neuerdings ein Erlaß, der alle folgenden Bauten betrifft, bestimmt, daß die Wolkenkratzer in Zukunft nur $2^1/_2$ mal so hoch gebaut werden dürfen, als die angrenzenden Straßen breit sind. C. K.

Dreisilbiges Rätsel.

Lieblich zwischen zwei und drei,
Auf den Bäumen frank und frei.
Setze einen Laut voran,
Der das A B C fängt an;
Dann wird plötzlich Etwas d'raus,
Das sich mühsam baut sein Haus
In der Erde eng und klein,
Doch im freundlichen Verein,
Das umher sich fleißig treibt
Und für dich ein Muster bleibt.

Buchbild.

Wo ist der Meister?

Auflösung der Knacknuß in Nr. 5.

Der erste Wegweiser zeigt nach links, der zweite nach rechts. Danach liest man in der ersten Zeile von rechts nach links je den 2., 1., 5. Buchstaben und in der zweiten Zeile von rechts nach links je den 1., 4., 5. Buchstaben und erhält so: „Der gerade Weg ist der Beste."

Auflösung des Rätsels in Nr. 5.

Der Schnee.

Auflösung von „Was denkt der Apotheker?" in Nr. 5.

Man beginnt unten mit dem Ablesen und liest abwechselnd unten und oben ein Buchstabenpaar:

„Der Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten."

Verantwortlich für die Schriftleitung: B. von Rauendorf in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.